

Theologisches Literaturblatt.

Unter Mitwirkung

zahlreicher Vertreter kirchlicher Wissenschaft und Praxis

herausgegeben von

Dr. theol. Hölscher

in Verbindung mit

Konsistorialrath Prof. D. Klostermann in Kiel, Konsistorialrath Prof. D. Haussleiter in Greifswald,

Prof. D. Walther in Rostock, Prof. D. Althaus in Göttingen.

Erscheint jeden Freitag.

Abonnementspreis vierteljährlich 2 \mathcal{M} 50 \mathfrak{g} .

Expedition: Königsstrasse 13.

Insertionsgebühr pr. gesp. Petitzeile 30 \mathfrak{g} .

A. Harnacks, „Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten“. III. Jelski, Dr. W., Das Wesen des Judentums.

Güdemann, Dr. M., Das Judentum in seinen Grundzügen und nach seinen geschichtlichen Grundlagen dargestellt.

Babylonische und biblische Urgeschichte. Zeitschriften.

A. Harnacks

„Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten“.

III.

„Die christliche Religion“, äussert sich Harnack am Schluss des dritten Buches (S. 359), „ist von Anfang an mit einer Universalität aufgetreten, kraft deren sie das ganze Leben in allen seinen Funktionen mit seinen Höhen und Tiefen, seinen Gefühlen, Gedanken und Taten mit Beschlag belegte. Sie sicherte ihr den Sieg. Dass der Jesus, den sie verkündigte, der Logos sei, das hat sie mit und in dieser Universalität bekannt. An ihn hat sie Alles angeknüpft, was als Wert nur irgend gedacht werden kann; von ihm hat sie fern gehalten, was dem bloss Naturhaften angehört. Von Anfang an umspannte sie die Menschheit, die Welt, trotz der kleinen Zahl von Erwählten, die sie in Aussicht nahm. Von hier aus empfangen auch die Attraktionen, mit denen sie den ganzen Hellenismus in sich hineingezogen und sich untergeordnet hat, eine neue Beleuchtung und erscheinen fast als etwas Notwendiges. Sünde und Schmutz hielt sie fern; aber sonst hat sie sich selbst mit allem ausgebaut, was des Lebens noch irgend fähig war; neben sich hat sie es zertreten, in sich hat sie es konserviert. Sie konnte das, weil sie — was Keiner aussprach und Keiner wusste, aber jeder wahrhaft Fromme in sich zum Ausdruck brachte —, auf ihren Kern gesehen, etwas Einfaches war, was sich mit den verschiedensten Koeffizienten verbinden konnte, ja sie alle aufsuchte: Gott als der Vater, der Richter und Erlöser, durch und an Christus kund geworden. Und diese Religion hätte nicht siegen sollen? Neben anderen konnte sie auf die Dauer nicht bestehen, und untergehen konnte sie noch weniger. Also musste sie siegen. Alle Motive, die zu ihrer Verbreitung gewirkt haben, sind als einzelne kraftlos gewesen gegenüber der Propaganda, die sie ausübte, indem sie sich von Paulus zu Origenes selbst entwickelte und dabei doch exklusiv blieb gegenüber allem Polytheismus und Götzendienste“. Das klingt schön, begeistert und begeisternd. Harnack spricht gerne von der christlichen Predigt schon in ihren frühesten Anfängen, erst recht von der Gesamterscheinung des abendländischen Katholizismus als einer complexio oppositorum. Ich glaube, dass jener Erguss, der uns das Wesen der christlichen Religion als auf Sieg angelegt schildert, an nicht geringem Widerspruch leidet. Ist denn Religion und Kirche identisch? und doch wird dort von jener prädiert, was von dieser gilt. Und wie? Von Anfang an soll die christliche Religion die Menschheit, die Welt umspannt haben? So war wohl die christliche Religion noch nicht in und mit Jesu da, der an solche Universalität doch nicht gedacht hat? Gewusst haben soll keiner, auch kein Frommer, was Kern des Evangeliums

war, nur in sich dargestellt, öffentlich durch sein Verhalten bekundet haben? Was war denn der Kern, das „Wesen des Christentums“? In dem Buch über „Mission“ wird immer wieder hervorgehoben, dass die alte Kirche Gottvater, Jesum als Heiland und Richter über Lebendige und Tote, die Auferstehung, dazu die *ἐκπαρτία* gepredigt und dass sie durch diese Predigt in Verbindung mit praktischer Betätigung ihres neuen Lebens in Liebe den Sieg über das Heidentum gewonnen habe. Aber wir wissen ja schon zur Genüge aus Harnacks Vorlesungen über das Wesen des Christentums — worauf auch in dem gegenwärtigen Buche ausdrücklich verwiesen wird (S. 29, Anm. 3) — dass für Harnack Jesus der Auferstandene und Richter ein Produkt der Phantasie der ältesten Gläubigen war; und bei seiner bekannten Reduktion des Wesens des Christentums auf Gottvaterglaube und moralisches Verhalten, welches übrigens nicht Jesus, sondern schon das geläuterte Judentum längst gekannt haben soll (S. 11, Mark. 12, 28—34), kann es nicht ausbleiben, dass er auch das Heidentum in seinem Verhältnis zum Christentum nicht so beurteilt, wie es den Freunden des alten Glaubens lieb ist, oder vielmehr, da es nicht aufs Empfinden ankommt, wie es der geschichtlichen Betrachtung, der Wahrheit, geziemt. Harnack schätzt das Christentum nicht hoch genug ein, und wiederum das Heidentum wird zu günstig von ihm beurteilt. Es muss als ein Mangel des Harnackschen Buches gelten, dass er dem Inhalt dessen, was die Missionare predigten, viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat. Das Christentum wird als Religion der Liebe, der Hilfeleistung, des „Buches“ gewertet, aber nicht genügend als Religion des Wortes, des Glaubenswortes, des Glaubensbekenntnisses. Sollte man es für möglich halten, dass in einem Buche, wie dieses es ist, auf die Bedeutung des Symbolum apostolicum so gut wie gar nicht, auf dessen Verwendung bei der Taufe der Katechumenen überhaupt nicht eingegangen wird? „Die Vorstellung, dass die Apostel selbst eine Quintessenz des christlichen Lehrstoffes zusammengestellt haben, war verbreitet; aber worin diese Quintessenz bestehe, darin herrschte grosse Verschiedenheit“, heisst es in einer klein gedruckten Bemerkung (S. 69). Im Gegenteil, — darüber herrschte keine Verschiedenheit. Haben denn Irenäus, Tertullian, Origenes für Harnack vergeblich auf die Einheit des Bekenntnisses verwiesen? „Mit der Didache beginnt die Abfassung der Werke, die als Werke aller Apostel oder als autoritative Zusammenfassung ihrer Anordnungen angesehen wurden“ (ebendort). Aber warum keine Silbe davon, dass nach eben dieser Didache ein festes Evangelium und ein Taufunterricht vorausgesetzt wird? Ich verstehe es überhaupt nicht, wie das Institut des Katechumenats von Harnack kaum berührt ist. Wenn irgendwo, so musste eine Geschichte der Mission der alten Kirche darauf gründlich zu sprechen kommen. Aber Harnack ist eben kein Freund „der transzendentalen Er-

kennnisse“. So kommt bei ihm auch die Bedeutung des Neuen Testaments für die Entwicklung und Ausbreitung der Kirche zu kurz. Das Christentum war für Harnacks Religion des Buches, aber — des Alten Testaments, insofern dieses in jenem zur Erfüllung kam. Harnack zitiert beifällig Wrede (Unters. zum 1. Clemensbr., S. 75 f.; — bei Harnack S. 208 Anm.): „Gar nicht kräftig genug kann man sich mit der Vorstellung durchdringen, dass damals (um 95 n. Chr., aber bei Harnack gewinnt dieses „damals“ eine viel weitere Ausdehnung, eigentlich bis — Augustinus) jedwede Ahnung fehlte, dass sich die Bildung einer zweiten heiligen Schrift neben, ja über der ersten vollziehen werde“. Warum sagt Harnack darauf bloss, dass im Gottesdienst regelmässig aus dem Alten Testament, und nicht auch aus dem Neuen Testament vorgelesen wurde? Und wurde durch kurze Chrestomathien und Schriften wie Cyprians „Testimonia“ nur die Kenntnis des Alten Testaments vermittelt? Enthält nicht jedes der drei Bücher dieser Testimonia, das dritte gar fast ausschliesslich Stellen aus dem Neuen Testament, und musste nicht hier das Alte Testament vorwiegend zitiert werden, da Cyprian dieses Werk *adversus Judaeos* schrieb?

Es entspricht andererseits, — der Ausdruck sei gestattet, — dem modernen Christentum, dass Harnack ungemein hohen Wert legt auf die praktische Bewährung des Christentums. Ich leugne nicht, es ist ein Genuss zu lesen und gehört zu dem Besten, was Harnacks Buch bietet, die Darstellung der mannigfaltigen christlichen Liebestätigkeit, welche die alte Kirche ausübte, und wodurch sie aufs edelste und erfolgreichste missionierte. Alle nur immer vorhandenen Zeugnisse werden hier gesammelt, und wo bei Uhlhorn eine Quelle nur angedeutet wird, hier sehen wir sie fliessen. Gleichwohl finde ich gerade hier, dass der Leser durch die vorausgeschickte Anmerkung (S. 105, 4) sehr irreführt wird: „Eine gründliche, aber gegen das Heidentum ungerechte Darstellung hat Uhlhorn geliefert . . . Auch Griechen und Römer kannten die Philanthropie“. Wo hat Uhlhorn das geleugnet? und seit wann ist die Philanthropie der Griechen und Römer dasselbe, was christliche Barmherzigkeit? Wozu bedurfte es der christlichen Mission, wenn sie schon da war? Wahrlich nicht ungerecht ist die Beurteilung der Heidenwelt durch Uhlhorn als einer „Welt ohne Liebe“! Aber freilich für Harnack wird Humanität und Liebe zusammenfallen!

Es ist auch nur eine halbe Wertung des Evangeliums vom „Heiland“ und von der „Heilung“, wenn seine Heiltätigkeit in solchem Masse hervorgehoben wird, wie S. 72 ff. geschieht. Und wie wird über die Taufe und das Abendmahl geurteilt? Die Kirche ist in ihrer Sakramentspraxis sehr früh dem heidnischen Mysteriendienst verfallen (S. 81). Auch die „sublimsten Spiritualisten, Johannes und Origenes“, „sind, von unserem Standpunkt aus, die abschreckendsten Sakraments-, Blut- und Entsühnungstheologen gewesen“, insofern sie nämlich für die unterste Stufe der Christen „die Religion in mythologischer Form“ für hinreichend halten, und „mit den Sakramenten, deren geistiger Wert noch gar nicht erkannt ist“, ausstatten (S. 172). Und nun gar die realistischen Theologen? Kurz: „der Satz der späteren Scholastiker: „*Sacramenta continent gratiam*“, ist so alt, wie die Heidenkirche; er ist noch älter als sie; er war längst da, bevor sie existierte“ — er war heidnisch! Auch bei Paulus ist die heidnisch-mysteriöse Zaubervorstellung vom Sakrament nicht ganz zu verkennen, aber sie wird doch einigermaßen „durch klare Gedanken und durch rein geistige Reflexionen niedergehalten“ (S. 171). Ja man müsse angesichts des Sakramentsglaubens urteilen, „das ganze Christentum sei eine Zaubrereligion und seine sakramentalen Mysterien die Hauptsache gewesen“ (S. 173) —, um so eher freilich konnte das Christentum bei dem Heidentum Eingang finden! Mysterienwesen hier, Mysterienwesen dort! Dass bei solcher Auffassung die Bedeutung der Taufe für die Mission in verzerrtem Bilde erscheinen muss, ist von selbst klar, und dass auch die Kindertaufe so nicht zu ihrem Rechte kommen kann, ist nur natürlich. Von letzterer heisst es denn auch, was historisch mindestens doch zweifelhaft ist: *ab initio sic non erat*; das „scheint mir sicher“. Warum wird hier, bei der Frage der Kindertaufe, nur Tertullian zitiert, warum wird

Origenes' Zeugnis von der Apostolicität der Kindertaufe unterdrückt? (S. 280).

Kein Wunder denn, dass nach Harnack das Heidentum zur Zeit Jesu in weitesten Kreisen dem Christentum nahe gekommen ist, zumal in dem, was er Orientalismus nennt! Dass ein Mann wie Porphyrius es Harnack besonders angetan hat. „Auch heute noch ist Porphyrius nicht widerlegt, und er ist überhaupt nur zu widerlegen, wenn man ihm zunächst Recht gibt und demgemäss das Christentum auf seinen Kern zurückführt“. — „Sein Brief an seine Gemahlin Marcella könnte fast von einem Christen geschrieben sein“ (S. 353. 355). Porphyrius soll, abgesehen von der Lehre vom Weltganzen, von der Menschwerdung und Auferstehung des Fleisches „mit den Christen wesentlich einer Meinung gewesen sein und in derselben religiösen Stimmung gelebt haben“ (S. 228, Anm.). Umsonst werden ihn wohl die berühmtesten Kirchenlehrer seiner Zeit nicht bekämpft haben. Die Wölfe in Schafskleidern sind der Kirche immer als die gefährlichsten erschienen. Freilich, Referent muss fürchten, oder vielmehr, er weiss gewiss, Harnack wird ihn zu denen rechnen, „welche träumen, sie besässen das alte Christentum, wenn sie nur einige alte Glaubensformeln in Kraft erhielten“ (S. 99); und er braucht es nicht erst aus Harnacks Exkurs über den „Kampf gegen die Dämonen“ (S. 92 ff.) zu lernen, dass das Gewand der alten Kirche stanbig war.

G. Wohlenberg.

Jelski, Dr. W. (Prediger der jüdischen Reformgemeinde in Berlin), *Das Wesen des Judentums*. Berlin 1902, M. Poppelauer (43 S. gr. 8). 50 Pf.

Güdemann, Dr. M. (Oberrabbiner in Wien), *Das Judentum in seinen Grundzügen und nach seinen geschichtlichen Grundlagen dargestellt*. Wien 1902, R. Löwit (IV, 105 S. gr. 8). 3 Mk.

Auch in jüdischen Kreisen hat Harnacks „Wesen des Christentums“ allerlei Broschüren und Aufsätze gezeitigt. In der „Allgemeinen Zeitung des Judentums“, herausgegeben von Dr. L. Philippson in Bonn, finden sich mehrere Male Erörterungen darüber; Dr. Leo Bäck behandelt Harnack in der „Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums“ LV, 97—120 [auch separat erschienen], ferner ist zu nennen: Dr. M. Schreiner: „Die jüngsten Urteile über das Judentum kritisch untersucht“, Berlin 1902, S. Kronbach; Dr. J. Eschelbacher: „Die Vorlesungen Harnacks über das Wesen des Christentums“ (zitierte Monatsschrift, Neue Folge, 10. Jahrgang, September, Oktober 1902); Dr. F. Perles, „Was lehrt uns Harnack?“ Frankfurt a. M. 1902, Kauffmann, 60 Pf. Dagegen: K. Kunert: „Was lernen Juden und Christen von Dr. Perles?“ Königsberg i. Pr. 1902, Evangelische Buchhandlung des ostpreussischen Provinzialvereins für Innere Mission; und: „Die Anfänge des Talmuds und die Entstehung des Christentums“.

Jelski und Güdemann geben in erster Linie positive Darstellungen davon, was sie unter Judentum verstehen. In der Tat ist das ja die wirksamste Art von Apologetik. Was ist nun nach ihnen das Wesen des Judentums? Nach Jelski: 1. der Glaube an Gott und seine alleinige Herrschaft, 2. der Glaube an das Gute und seinen fortschreitenden Sieg, 3. der Glaube an sich selbst und seine heilsgeschichtliche Bestimmung. Nach Güdemann: Das Verdienst des Volkes Israel und des Judentums überhaupt ist 1. sein Familiensinn, 2. die siegreiche Aufrichtung des Monotheismus, 3. die Menschenliebe, 4. die Befreiung des Lebens von Totenkultus und Aberglauben, 5. die Bewahrung des Monotheismus und sittlichen Ideengehaltes durch den „Zaun des Gesetzes“, 6. die Hoffnung auf das Reich Gottes. Mögen wir im Einzelnen allerlei aus beiden Schriften lernen — es ist zuzugeben, dass nur sehr wenige Christen die jüdische Literatur, vor allem den Talmud, so genau kennen, um wirklich in jeder einzelnen Aussage gerecht darüber urteilen zu können: doch, warum tun die Juden selber so wenig, um den Christen diese Kenntnis zu erleichtern und zu vermitteln? —, eins wird jedem Christen schon allein nach der kurzen Zusammenfassung des Inhalts beider Schriften, die ich gegeben habe, klar sein: die Juden sind noch die alten und müssen es

bleiben, wenn sie Juden sein und bleiben wollen, sie haben keine Ahnung von dem, was das eigentlich Unterscheidende ist zwischen Christentum und Judentum: sie sind die alten Pharisäer, die sich ihrer Verdienste rühmen vor Gott und Menschen, die „ihre eigene Gerechtigkeit aufrichten wollen“, wie ihnen schon Paulus entgegengehalten hat, und „die Gerechtigkeit aus dem Glauben allein“ nicht verstehen. Man lese nur den V. Abschnitt bei Güdemann, wo er ausführt, was der „Zaun des Gesetzes“ für die Juden bedeutet habe und bedeute. Er kommt hier auf den Begriff des Gesetzlichen (S. 68 ff.), auf die „ausserhalb des Judentums übliche“ Rede von der „Last des Gesetzes“ und stellt dem die Behauptung gegenüber, das Gesetz sei dem Juden keine Last, sondern eine Lust, Thora bedeute: die Lehre, nicht: das Gesetz. Das Charakteristische der jüdischen Moral nach Jelski (S. 14) ist: „sie fordert nichts Ueber- und Widernatürliches, nichts Un- und Uebermenschliches, nicht zu Hohes und nicht zu Fernes, sondern das ganz Nahe, das beim Unverdorbenen und Unverbildeten von selber im Munde und Herzen Lebende, in Wort und Tat sich Offenbarende“. „Es gebricht (S. 16) auch dem Judentum nicht an solchen nie zu erreichenden Idealen“, wie sie, nach Jelskis Meinung, das Christentum aufstellt. „Es ist überhaupt (S. 22) grundfalsch, christliche und jüdische Ethik im Ganzen zu unterscheiden und entgegenzusetzen“. Sowohl Jelski, als Güdemann haben keine Ahnung davon, dass die christliche Ethik, deren Voraussetzung die Glaubensgerechtigkeit ist, zu ihrem Grundprinzip Gottes Gnade und eine Innerlichkeit hat, die die Ueberzeugung der sittlichen Ohnmacht des Menschen, die Demut vor dem allein heiligen Gott, das Leben mit Gott und die Kraft, die aus dieser persönlichen Gemeinschaft fliesst, in sich birgt und daher eine sittliche Energie und eine nie zu lähmende sittliche Tatkraft darbietet, der gegenüber alles Rühmen menschlicher „Verdienste“ und Vorzüge nur als Hohlheit und Oberflächlichkeit erscheint.

Leipzig.

Lic. Fiebig.

Babylonische und biblische Urgeschichte.

Der nachfolgende Artikel war für die „Christl. Welt“ bestimmt. Der Herausgeber glaubte aber ihn ablehnen zu sollen, weil er auf die Leser seines Blattes „verwirrend“ wirken könnte. Ich meinerseits hatte geglaubt, etwaige Missverständnisse klären sich am besten, wenn ich den Lesern derselben Zeitschrift, die mich angegriffen hatte, meine Auffassung darlege. So muss ich denn eine andere Redaktion um Aufnahme bitten.

In seinem Artikel über dieses Thema in Nr. 6 der „Christl. Welt“ hat Prof. Gunkel auch meiner Schrift über „die babylonischen Ausgrabungen und die biblische Urgeschichte“ (1903) Erwähnung getan, — freilich nur in einer Weise, die geeignet ist, den Lesern der „Christl. Welt“ ein gelindes Gruseln vor jener Schrift und ihrem Autor zu erwecken. Vielleicht tragen einige Bemerkungen von mir selbst etwas zur Klärung bei.

Sp. 133 Anm. 3 heisst es, ich werfe (Ausgrabungen S. 6) die Frage auf, ob wir etwa in den babylonischen Denkmälern einen Gegner zu erblicken haben. Gunkel fährt dann fort: „Welche Idee, dass man in Denkmälern überhaupt einen Gegner finden kann! Von Denkmälern hat man zu lernen, nichts anderes!“ Ich bin dem Herrn Professor für diese Belehrung sehr dankbar. Hat er denn aber das letzte Jahr hindurch im Land der Träume sich verweilt, dass ihm nichts davon bekannt geworden ist, wie von allen Seiten die Welt darüber aufgeklärt wurde, durch die neuen Funde und vor allem durch die Deutung, die Delitzsch ihnen gab, werde mit dem religiösen Vorzug Israels und des Alten Testaments, ja überhaupt mit Bibel und Christentum gründlich aufgeräumt?

Wenn Gunkel den betreffenden Abschnitt meiner Schrift aufmerksam las, so musste er sehen, dass ich eben auf jene sensationelle Ausbeutung der neuen Funde — und sie ist doch wohl notorisch — hinwies und im Blick auf sie dann fortfuhr: „Lassen Sie uns deshalb in aller Kürze . . . prüfen, wie weit wir Hilfe von jenen Denkmälern zu erwarten, oder wie weit wir etwa einen Gegner in ihnen zu erblicken haben“.

Daraus muss doch wohl zur Genüge hervorgehen, dass nicht ich die Denkmale für Freund oder Feind halte, wohl aber, dass man den Leuten eingeredet habe, sie seien zu fürchten, und dass ich diese Behauptung prüfen wolle. Wozu also jene Belehrung?

In demselben Zusammenhange kommt Gunkel auf die sogenannte Uroffenbarung zu reden und erklärt dann Anm. 1 (Sp. 133), der Historiker werde über seine folgenden Ausführungen als Binsen-

wahrheiten lächeln, der Theologe aber müsse leider noch so veraltete Thesen bekämpfen: „erklärt doch noch Kittel (Ausgrabungen S. 29) die Substanz der biblischen Urgeschichte als eine „uralte, teils erlebte, teils von Gott den Menschen mitgegebene und in seinem Volke bewahrte Kunde“. Es ist zu fürchten, dass solche, natürlich sehr wohlgemeinte Behauptungen dem christlichen Glauben . . . grossen Schaden zufügen. Wie nun, wenn der moderne Historiker . . .“

Zuvörderst bin ich für das Zugeständnis, dass meine Behauptung eine „wohlgemeinte“ sei, meinem Herrn Kritiker aufrichtig dankbar. Wäre sie das nicht und müsste ihr also die Zensur „übelgemeint“ oder „böswillig“ von Herrn Prof. Gunkel zuerkannt werden, so hätte ich und hätten die Leser der „Christl. Welt“ allerdings Grund, ernstlich an mir irre zu werden. Ich kann also nicht genug dankbar sein.

Sodann gestatte ich mir die Bemerkung, dass ich das Wort „Uroffenbarung“ nirgends gebraucht habe. Ich bin kein Dogmatiker und will es nicht sein. Aber ich weiss zur Genüge, wieviel Unfug und Verwirrung mit jenem vieldeutigen Worte angerichtet worden ist, so dass ich weder in Vorlesungen noch in Veröffentlichungen je einmal anders, als um zur Vorsicht zu mahnen, den Begriff gebraucht habe.

Gesagt habe ich allerdings in meiner Schrift S. 29, indem ich von Schöpfung und Flut sprach: „Die biblische Anschauung (von Schöpfung und Flut), die ein Stück unseres Glaubens ausmacht, und soweit sie es tut,* ist für uns** nicht babylonische Weltanschauung, sondern uralte, teils erlebte, teils von Gott den Menschen mitgegebene und in seinem Volke bewahrte Kunde. — Die grosse Flut, als sie hereinbrach, war denen, die nicht nur von Mond, Sonne, Wasser, Erde und anderen Naturdingen als Göttern wussten, sondern von Gott als einer machtvollen Einheit, ein Gericht dieses Einen, und ihn kannten sie auch als den Schöpfer Himmels und der Erde“.

Hieran schliesse ich eine längere Erörterung über die Frage: ob es nun wirklich Menschen mit solchem Gottesbewusstsein gegeben habe und warum ich persönlich die Frage bejahe. Ich lehne dabei ausdrücklich ab, „sichere Ergebnisse exakter Forschung“ darbieten zu können, und rede lediglich von „Postulaten des Glaubens und der Wissenschaft“.

Ich darf vielleicht hier zunächst bemerken, dass — irre ich nicht gerade auch in Rücksicht auf diese Ausführungen — ein der „Christl. Welt“ sehr nahestehender Gelehrter, den ich als ältestamentlichen Fachgenossen Gunkel mindestens gleichstellen muss, mir über diesen Vortrag ein ganz anderes Urteil als das von Gunkel gefällte schrieb. Es gibt also in den Kreisen der „Christl. Welt“ auch andere sachkundige Urteile als das von Gunkel geäusserte.

Doch zur Sache! Gesagt habe ich also — ich bin dessen geständig — „für uns“, d. h. nach meiner persönlichen Auffassung und derer, die etwa mir folgen wollen, sei die biblische Anschauung von Schöpfung und Flut, soweit sie ein Stück unseres Glaubens ausmache, teils erlebt, teils geoffenbart. Ich habe ferner gesagt, warum das für mich so sei, — nämlich nicht mehr aus Gründen exakten Wissens selbst, sondern infolge von Schlüssen, die ich aus bekannten Tatsachen ziehe.

Gunkel hat das volle Recht, anderer Meinung zu sein, — aber ich kann für die Förderung der Sache keinen Nutzen darin sehen, wenn er ihm unsympathische Sätze damit glaubt abtun zu können, dass er sie dem „Lächeln“ seiner Leser preisgibt. Formell lenkt er ja das Lächeln auf sich selbst, aber materiell?

Gunkel kennt meine Veröffentlichungen. Er weiss, dass ich die Urkunde von Gen. 1 in ihrer heutigen Gestalt einem Schriftwerke zuweise, das ich frühestens in der vorgeschrittenen Königszeit verfasst sein lasse. Er muss also wissen, dass ich, wenn ich von der Schöpfungs- und Flutgeschichte, soweit sie ein Stück unseres Glaubens ausmache, rede und sie als uralte bezeichne, damit nicht die heutige Formulierung im Auge habe, sondern, wie er selbst sagt, die Substanz, d. h. die grossen Grundgedanken. Vor allem bei der Schöpfung ist es die leitende Idee, dass Gott die Welt geschaffen, und dass er die Welt geschaffen, dass eine grosse geistige Einheit waltend und gebietend vor und über dem Stoffe stand. (Wie die heutige Formulierung geworden ist, ist mir hier eine sekundäre Frage.)

Das habe ich gesagt, und das meine ich allerdings auch heute noch. Und ich meine ferner, diese einfache Idee sei, falls man dem hohen Altertum bei jenen Völkern ein höher entwickeltes Gottesbewusstsein zutrauen darf, die ganz natürliche Folge des letzteren. Aus diesem Grunde stelle ich sofort die Frage: wie es mit der Gottesvorstellung jener ältesten Semiten oder der ihnen verwandten Stämme bestellt sei, und komme zu dem Ergebnis, dass es sich zwar nicht sicher erweisen, wohl aber wahrscheinlich machen lasse, dass sie Gott bereits als „machtvolle Einheit“ kannten, also einen gewissen Monis-

* von mir ad hoc unterstrichen.

** Ich bemerke, dass ich hier längst (für einen etwaigen Neudruck) an den Rand die Worte zugeschrieben hatte: „in ihrer letzten Urgestalt“. Sie ergeben sich aus den vorhergehenden Sätzen, wo ich von ihrer „letzten Grundform“ rede, von selbst.

mus der Gottesidee besessen. Einen solchen würde ich dann allerdings nicht mehr anders verstehen können als so, dass er eine entsprechende geistige Ausrüstung des Menschen voraussetzt, die ihm „mitgegeben“ ist und auf Grund deren er jene Gottesanschauung und den Schöpfungsgedanken erschliessen konnte. Welche Hilfslinien zu einer solchen Annahme eines alten Monismus wir wissenschaftlich ziehen können, suche ich zu zeigen. Streng genommen ist also nicht der Schöpfungsgedanke selbst das von Gott Mitgegebene, sondern die allgemeine Ausrüstung, von der aus Gott als Schöpfer der Welt sich von selbst ergab. Die Ausführung auf S. 30 lässt darüber keinen Zweifel. Will man diese Ausrüstung des Menschen eine „Uroffenbarung“ nennen — ich habe den Ausdruck nicht gebraucht — so habe ich meinerseits nichts einzuwenden.

„Aber der Historiker!“ wendet mir Gunkel ein. Nicht er selbst, Gunkel, lächelt ja streng genommen über solche „Phantasien“, aber „der Historiker“ wird über die ganze Angelegenheit „lächeln“. Es ist sogar zu fürchten, dass ich das Christentum des „modernen Historikers“ auf dem Gewissen habe; „der moderne Historiker“, der dies liest, wird sich betäubt von solchem Christentum abwenden.

Das wäre freilich recht fatal. Aber wer ist denn eigentlich „der Historiker“? Ich halte es durchaus für möglich, dass irgend ein, vielleicht auch zwei oder drei Historiker Gunkel gegenüber ihr Befremden über meine Sätze ausgesprochen haben — warum auch nicht? Aber sind sie „der Historiker“ schlechtweg? Muss in Sätzen, wie ich sie eben entwickelt habe — in einem Vortrage muss man sich bekanntlich kurz fassen; aber Gunkel wusste doch auch einiges über meine sonstigen Schriften —, muss in solchen Sätzen ein Historiker, der seinen Namen verdient, notwendig etwas erkennen, vor dem er das Kreuz zu machen hätte? Ja wenn Gunkel gesagt hätte: „Häckel“, meinethalben auch „Darwin“ — aber er ruft mit viel Pathos kurzweg „den Historiker“ in die Schranken, als hätte er „den Historiker“ wohlverpackt in seiner Tasche und besäße das Privilegium, ihn gegen andere loszulassen. Was würde dazu Ranke sagen? oder zählt er etwa bereits nicht mehr voll als „Historiker“? Was würden dazu manche unserer besten Historiker aus Rankes Schule sagen? Ist es wirklich Gunkels Meinung, dass jeder Historiker, der den obigen Sätzen zustimmt, seinen Beruf verfehlt habe? Warum bescheidet er sich anderenfalls nicht zu sagen: „mancher Historiker“ oder „der Historiker, wie ich ihn mir denke“? Warum gleich den Mund so voll nehmen: der Historiker?

Aber ich habe, wie es scheint, noch eine dritte Rüge meines Kritikers verdient. Er schreibt (Sp. 128): „Die Tatsächlichkeit der biblischen Urgeschichte ist . . . kein Gegenstand unseres Glaubens“. Der Zusammenhang zeigt, dass die Urgeschichte hier nicht etwa nur ihrer Substanz, sondern ihrem „Wortlaut“ nach gemeint ist. Dazu gibt Gunkel die Anmerkung: „Darüber sollten alle evangelischen Forscher doch derselben Meinung sein! Aber man lese Kittel, Ausgrab. S. 22 ff.“

Wer da nicht eine Gänsehaut bekommt! Mir läuft es selbst schon beim Schreiben etwas kühl über den Rücken; wie mag es anderen ergehen?!

Aber wo in S. 22 ff. habe ich denn so etwas gesagt? Ich rede, wie vorhin gezeigt, davon, dass gewisse Gedanken über das Gottesbewusstsein der frühesten Vorzeit aus gewissen Postulaten nicht allein des Glaubens, sondern „auch der Wissenschaft“ S. 30 sich ergeben, und dass wir daraus Schlüsse auf die älteste Deutung des Fluthergangs und die Erfassung Gottes als des Schöpfers tun können. Das heisst doch nicht die Tatsächlichkeit der Urgeschichte, vollends ihrem Wortlaute nach, kurzweg zum Gegenstande des Glaubens (und seiner allein) machen!

Jedoch hat vielleicht noch eine ganz andere Bemerkung diese Apostrophe meines Gegners an mein evangelisches Bewusstsein veranlasst. Auf S. 21 meiner Schrift führe ich aus, dass die Geschichtlichkeit Abrahams zwar nicht zwingend zu erweisen, wohl aber sehr wahrscheinlich zu machen sei. Ich fahre fort: „Das muss uns vom historischen Standpunkte aus genügen, kann es auch. Wollen wir weitere Gründe — und warum sollten wir sie als Christenmenschen nicht suchen? — so liegen sie auf einem anderen, dem religiösen Gebiete“.

Also hier scheint es mit dürren Worten gesagt: „Die Tatsächlichkeit der Geschichte“ — wenigstens die Geschichtlichkeit der Person — „Abrahams ist Gegenstand des Glaubens“. Heisst das nicht die Geschichte nach dem Dogma korrigieren? Ist das eines evangelischen Forschers würdig?

Ich bitte zu beachten: ich ziehe auch hier streng die Grenze zwischen dem exakt historisch Erreichbaren und dem darüber Hinausgehenden. Streng historisch angesehen kommen wir so und so weit. Als Historiker bleibe ich dabei stehen.

Wer will mir aber wehren, wenn ich unter bewusster Betonung der Grenze mit vollem Bewusstsein eine Grenzüberschreitung wage und mir über das jenseits der geschichtlichen Gewissheit Liegende

meine eigenen Gedanken mache? Ich weiss, dass sie nicht objektiv gültig im Sinne der Allgemeingültigkeit sind; ich weiss, dass sie ein Ausfluss meiner subjektiven Auffassung sind und sage es. Ich weiss aber auch, dass das nicht Subjektivität im Sinne blosser persönlicher Einfälle ist, sondern eine „subjektive“ Auffassung im höchsten Sinne dieses Wortes — in dem, dass es den Ertrag meines persönlichen religiös und ethisch begründeten Erfassens der Dinge enthält. Ich dränge weder hierüber, noch über die Auferstehung Jesu oder ähnliche Gebiete meine subjektive Auffassung Gunkel oder sonst jemandem auf; sie bleibt die meine — aber soll ich sie darum missdeuten oder schelten lassen?

Leipzig.

Kittel.

Zeitschriften.

Revue de théologie et de philosophie. Année 35, No. 5. 6: E. Stapfer, Les origines de l'Essénisme. J. Raccaud, Evolution et révélation. La doctrine chrétienne est-elle conciliable avec l'évolutionisme historique? A. Schinz, A propos du divorce entre la Bible et l'Eglise aux Etats-Unis d'Amérique. F. Ladame, Les chapitres IV et V du livre de Michée. L. Thomas, La dernière phase de la pensée religieuse de J. J. Rousseau, ou son Fragment allégorique sur la Révélation. H. Vuilleumier, Un document relatif à l'appel adressé à Lausanne à Michel Le Faucheur.

Studien, Pädagogische. 24. Jahrg., 1. Heft: K. Häntsch, Ueber den Zweck der Erziehung bei Herbart. K. Lange, Gedanken über die Pflege der Kunst, insbesondere der Poesie in der Volksschule. Ad. Christoph, Die poetische Lektüre im deutschen Unterricht. E. Lehweiss, Ein Wort zur Reform der höheren Mädchenschule.

Vierteljahrsschrift, Historische. 6. Jahrg. 1. Heft: W. Goetz, Die ursprünglichen Ideale des hl. Franz von Assisi.

Zeitschrift, Biblische. 1. Jahrg., 1. Heft: Antonius v. Henle, Zur Einführung. P. Schanz, Die Grundsätze, Richtungen und Probleme der Exegese im 19. Jahrhundert. Nikel, Die Aufgabe der Exegese gegenüber der Assyriologie I. Fr. v. Hummelauer, Salomons Tempelweihe. Norbert Peters, Ekklesiastes und Ekklesiastikus. Joh. Belsler, Zur Hypothese von der einjährigen Wirksamkeit Jesu I. Valentin Weber, Erklärung von 2 Kor. 10, 1–6.

Zeitschrift, Neue kirchliche. 14. Jahrg., 2. Heft: Joh. Haussleiter, Die Universität Wittenberg vor dem Eintritt Luthers. Fr. Lundgreen, Die Fama über die Bruderschaft des Rosenkreuzes. Wilh. Lotz, Der Bund vom Sinai V. Couard, Altchristliche Sagen über das Leben des Apostel.

Zeitschrift, Schweizerische theologische. 19. Jahrg., 4. Heft: A. Aeberhard, Gottes Umgebung nach den vorexilischen Schriften. L. Köhler, Zu den canonischen Geburts- und Jugendgeschichten Jesu. Fr. Meili, Soll die Kirche organisieren? (Schl.).

Zeitschrift, Katechetische. Organ für den gesamten evang. Religionsunterricht in Kirche und Schule. 6. Jahrg., 2. Heft, 1903: E. Schuster, Zur hannoverschen Katechismusfrage. Otto Zuck, Welche Anschauungsmittel hat der Religionslehrer in seinen Dienst zu ziehen, und wie sind sie zu verwerten? G. Samtleben, Ein neuer Weg für den Religionsunterricht. Alfr. Puls, Beiträge zur neutestamentlichen Schullektüre. † G. Chr. Dieffenbach, Psalm 25. Teil I. V. 1–9. Karl Kelber, Das Vaterunser nach Luthers Auslegung in Katechesen. Wöhrmann, Entwürfe zu Spruchkatechesen im Anschluss an den dritten Glaubensartikel. M. Schröder, Das kananäische Weib.

Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft. 56. Bd., 4. Heft: K. Vollers und E. v. Dobschütz, Ein spanisch-arabisches Evangelienfragment. J. W. Rothstein, Zur Kritik des Deborahliedes und die ursprüngliche rhythmische Form desselben.

Zeitschrift für Theologie und Kirche. 13. Jahrg., 1. Heft: Hegler, Kirchengeschichte oder christliche Religionsgeschichte? Traub, Kirchliche und unkirchliche Theologie. Gottschick, Die Entstehung der Losung der Unkirchlichkeit der Theologie.

Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen. Jahrg. 1902, 4. Heft: A. Brackmann, Die beiden ältesten Papstprivilegien für die Abtei Ilsenburg.

Soeben beginnt in der **Herderschen Verlagshandlung** zu **Freiburg im Breisgau** zu erscheinen und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Biblische Zeitschrift. In Verbindung mit der Redaktion der „Biblischen Studien“ herausgegeben von **Dr. Joh. Götsberger** und **Dr. Jos. Sickenberger.**

Jährlich 4 Hefte im Umfange von je etwa 6 Bogen gr. 8^o.
Abonnementspreis pro Jahrgang M. 12.—. Einzelne Hefte M. 3.—.

Inhalt des ersten Heftes: Zur Einführung. Von Antonius von Henle, Bischof von Passau. — Die Grundsätze, Richtungen und Probleme der Exegese im 19. Jahrhundert. Von Prof. Paul Schanz. — Die Aufgaben der Exegese gegenüber der Assyriologie. (I.) Von Prof. Dr. Nikel. — Salomons Tempelweihe. Von Fr. von Hummelauer S. J. — Ekklesiastes und Ekklesiastikus. (I.) Von Prof. Dr. Norbert Peters. — Zur Hypothese von der einjährigen Wirksamkeit Jesu. (I.) Von Prof. Johannes Belsler. — Erklärung von 2 Kor. 10, 1–6. Von Prof. Valentin Weber. — Besprechungen. — Bibliographische Notizen. — Mitteilungen und Nachrichten.

Probehefte werden von jeder Buchhandlung zur Ansicht mitgeteilt.